

# **Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

## **Reisen nach Persien**

nebst einer Beschreibung der wichtigsten Merkwürdigkeiten dieses Reichs

Mit Kupfern

**Chardin, John**

**Frankfurt am Mayn, 1781**

XIV. Von der Kleidung und dem Hausgeräthe der Perser.

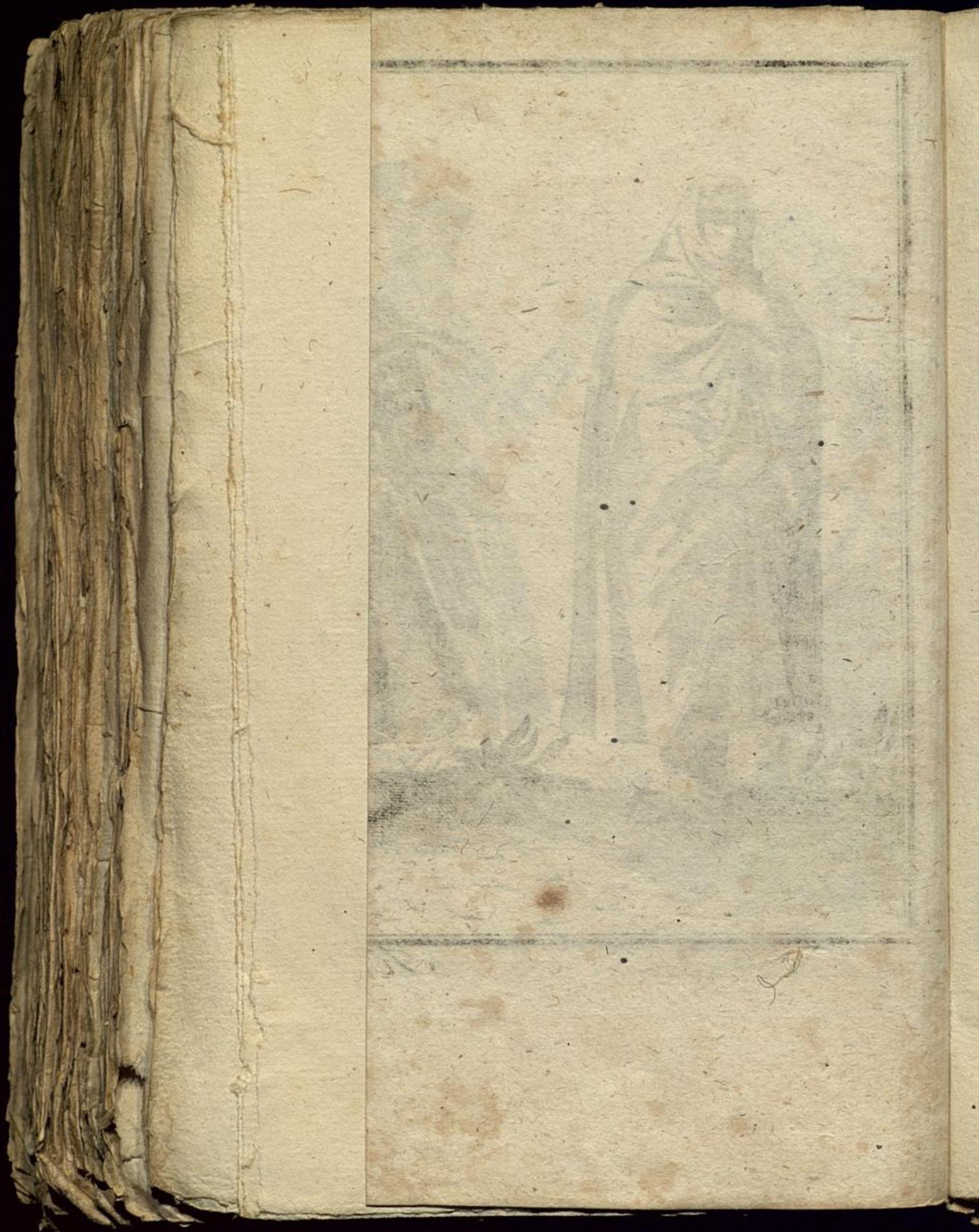
**urn:nbn:de:gbv:45:1-9974**



*Kleidung der Weibspersonen in Persien*



2



## XIV.

Von der Kleidung und dem Haus-  
geräthe der Perser.

Die Kleidung der Morgenländer ist der Mode nicht, so wie bey uns, unterworfen. Sie ist immer nach einerley Art gemacht, und wenn man die Klugheit einer Nation nach dem beständigen Gebrauch einerley Art von Kleidung beurtheilen kann, so muß man die Perser als eine der klügsten Nationen des Erdbodens loben; denn ihre Kleidung ist immer die nemliche, ohne Veränderung der Farbe, des Stoffs, und der äussern Beschaffenheit. Ich habe in dem königlichen Schatz Kleidungsstücke des Camerlans gesehen, die, ohne alle Veränderung eben so beschaffen waren, als wie die Kleidung des gegenwärtigen Zeitalters.

Ich habe auf beygefügtten Kupfertafeln die Kleidung, sowol der persischen Manns-  
als



als Weibspersonen abgezeichnet, damit man sich aus der bildlichen Abzeichnung leichter eine Vorstellung davon machen möge, als durch bloße Beschreibung. Die Mannspersonen tragen keine Beinkleider wie wir, sondern nur eine Art gefütterter Unterhosen, die ihnen bis auf die Knöchel herabhängen, die aber vorne nicht offen sind, dergestalt, daß man sie ganz auflösen muß, wenn man das Wasser abschlagen will. Man bemerkt, daß hier die Mannspersonen ebenso, wie die Weibspersonen, sich ganz niedersezzen, wenn sie ihre Nothdurft verrichten wollen. In dieser Positur lösen sie ihre Unterhosen auf, ziehen solche ein wenig herunter, und wenn sie dieses Geschäfte verrichtet haben, so stehen sie auf und binden sie wieder zu. Die Hemder der Perser sind lang, und gehen bis über die Knie herunter. Sie stecken solche nicht in die Hosen, sondern tragen sie über denselben. Diese Hemder sind in der Gegend der rechten Brust bis auf den Magen offen, und unten haben sie, wie unsre Hemder, an beyden Seiten Einschnitte; sie haben auch keinen Halskragen; sondern nur eine bloße Rath, wie die Weiberhemder in Europa.

Frauen-



Frauenzimmer, auch oftmals Mannspersonen, besetzen ihre Hemder oben an dem Ausschnitt, manchmal Fingerbreit, mit Perlen. Weder Manns- noch Weibspersonen tragen etwas um den Hals. Die Mannspersonen haben über dem Hemd eine baumwollene Weste, welche vorne über dem Magen zusammen geht, und bis an die Knie herabhängt; über derselben haben sie einen weiten Kof, den sie Cabai nennen, in der Form, wie bey uns etwa die Schlafrocke zu seyn pflegen; dieser Kof ist oben eng, und über dem Magen übereinander geschlagen; das untere Theil ist unter dem linken Arm und das obere unter dem rechten Arm fest gemacht. Dieser Kof ist rings herum ausgeschweift, wie man in der Zeichnung sehen kann. Die Ermel sind eng und liegen platt an dem Arm an; weil sie aber nach dem Maase des Arms viel zu lang sind, so werden sie an dem Oberarm in Falten gelegt und an dem Gelenke über der Hand zugeknöpft. Die Cavaliere tragen Cabai nach Georgischer Manier, welcher von den gewöhnlichen in nichts unterschieden ist, als daß er über dem Magen offen steht, und mit Schnüren und Knöpfen zusammen-

R.n.Persien. II.Th. K f



sammengezogen ist. Obgleich die Weste in der Gegend der Nieren fest anliegt, so binden sie sie doch noch mit etlichen Gürteln feste. Diese Gürtel bestehen aus kostbaren reichen doppelt zusammengelegten Zeugen, gehen zwey bis drey mal um den Leib herum, und sind ohngefähr vier Finger breit. Durch dieses Zusammenziehen des übereinander geschlagenen langen Rocks entsteht vorne auf dem Magen eine Art von Taschen, in welchen man alles, was man bey sich hat, eben so sicher verwahren kann, als wir in unsern Hosensäcken. Ueber dieses lange Kleid ziehet man den Rock, der von zweyerley Art ist, entweder kurz und ohne Ermel, (diesen nennt man Curdy,) oder lang und mit Ermeln, und dann heist er Cadebi. Beyde trägt man zu verschiedenen Jahreszeiten. Diese Oberrocke sind eben so, wie das lange Unterkleid, unten weiter als oben, wie die Glocken. Man macht sie von Tuch, von Gold-Brocad, von starkem Atlas, und besetzt sie mit Spizzen, goldenen und silbernen Borden, oder man stift sie. Einige sind mit Zobelpelz gefüttert, andere mit Tartarischen oder Bactrianischen Hammelspelzen, die viel feiner sind als Menschen-

schen-

schenhaare, und so kraus wie die kleinen Fäserchen. Man kann keine schönere und wärmere Fütterung haben, als diese Ham- melspelze. Von eben dem Pelzwerk, wo- mit diese Köpfe gefüttert sind, ist auch auswärts die Verbrämung; diese hängt vom Hals bis auf den Bauch, wie eine Palatine, herunter; unten gehen sie zu- sammen, und haben eine Reihe Knopflöcher, mehr zum Stat, als zum Gebrauch; denn man knöpft sie niemals zu. Die Perser tragen auch Strümpfe von Tuch, die, wie ein Sack, von gleicher Weite, und nicht nach der Figur der Beine geschnitten sind. Sie gehen nur bis an die Kniee, und werden unter denselben zugebunden. Auf die Ferse legt man ein Stück rothes Le- der, welches fein zusammen genähet ist, damit der Absatz des Schuhs, welcher scharf ist, den Fuß nicht drücke, oder die Strümp- fe zerreiße, welches sonst in wenigen Ta- gen geschehen würde. Ehemals hat man in Persien von Strümpfen gar nichts ge- wußt; man hat sie erst durch die Armenier und die nach Persien handelnde Europäer kennen lernen. Vor Zeiten hat selbst der König, so wie noch jezo die Soldaten,



Fuhrleute, Knechte, Bauern und andere gemeine Leute thun, die Beine mit einem sechs Finger breiten und vier bis fünf Ellen langen Tuch umwickelt, so wie man bey uns die Kinder umwickelt. Diese Art der Fußtracht ist besonders für Arbeitsleute sehr bequem; man macht sie dicht oder leicht, nach dem es die Jahreszeit erfordert, und die Beine werden dadurch geschlossen gehalten. Ist diese Binde naß oder schmutzig, so braucht man nur einen Augenblick Zeit, um sie wieder zu trocknen, oder zu säubern. Im Winter umwickelt man die Füße eben so wie die Beine, im Sommer aber tritt man barfuß in die Schuhe. Die Schuhe der Perser sind von verschiedener Art, aber darinnen kommen sie alle miteinander überein, daß sie ohne Laschen, und an den Seiten nicht offen sind. Die Sohlen werden da, wo die Fußsohle aufsteht, mit kleinen Nägeln beschlagen, damit sie desto länger dauern. In der beygefügtten Zeichnung siehet man unter andern, wie die Schuhe der Vornehmen beschaffen sind; sie sind fast wie Weiberpantoffeln, damit man sie desto leichter ausziehen kann, wenn man in ein Zimmer tritt,

tritt, weil die Fußböden mit kostbaren Teppichen belegt sind. Diese Schuhe sind von grünen Schagrin, oder auch von andern Farben. Die Sohle ist dünn wie Pappdeckel, aber das Leder daran ist ganz vortreflich. Nur diese Art von Schuhen haben Absätze, die übrigen sind unten ganz platt. Bey einigen sind die Oberschuhe von Leder, bey andern sind sie von Baumwolle gestrikt, wie unsere Strümpfe, aber nur viel stärker. Diejenige Art von Schuhen, die man Bedienten-Schuhe nennt, sitzen sehr fest, und der Fuß wankt niemals darinnen; allein man kann sie ohne Hülfe eines Schuhziehers nicht an den Fuß bringen, daher die Bedienten jederzeit eine solche Maschine von Eisen, oder harten glatten Holz, in dem Gürtel stecken haben. Mit diesen Schuhen laufen sie ausserordentlich geschwind. Arme Leute machen die Sohlen an ihren Schuhen von Cameelleder, weil es dauerhafter ist als jede andere Art von Leder; aber es ist sehr porös, und ziehet die Feuchtigkeit wie ein Schwamm in sich. Die Bauern machen ihre Sohlen von Lumpen, oder Abschnitteln von Tuch, welche sie neben und aufeinander reihen. Ob



gleich diese Sohlen über starken Fingersdick sind, so sind sie doch leicht, und man zerreißt sie nicht leicht. Man nennt sie Pabusch quive, d. i. Lumpen-Schuhe.

Der persische Turban, den sie Dulbend nennen, d. i. ein Band zum Umwickeln, und welches das Hauptstück der persischen Kleidung ist, ist so schwer, daß man nicht glaubt, daß es möglich sey, daß man ihn auf dem Kopf tragen könne. Es giebt ihrer, welche zwischen zwölf und funfzehn Pfunden wiegen. Die am leichtesten sind, wiegen doch die Hälfte von diesem Gewicht. Es wurde mir im Anfang sehr sauer, diesen Turban zu tragen. Ich beugte mich unter der Last, und nahm ihn ab, wo ich nur Erlaubnis hatte, solches zu thun; denn in Persien wird das Abnehmen des Turbans eben so angesehen, als wenn jemand bey uns in Europa die Perrücke ablegt. In- dessen mit der Zeit gewöhnte ich mich daran. Die Turbane selbst sind von groben weissen Tuch gemacht, und dies ist gleichsam ihre Form; oben darüber aber sind sie mit feinen, seidenen, oder mit Gold durchwirkten Zeug umwickelt. Das Inwendige ist die

die



die Mütze, und das Auswendige die Umwickelung derselben. Die Priester haben gemeiniglich sehr feinen weissen Musselin über dem groben Tuch. Das Zeug, aus welchem der Turban besteht, ist an den beyden Enden mit allerhand Blumen durchwebt, die als eine reiche Borde, sechs bis sieben Finger breit, angefügt sind. Wenn man solches herumwindet, so macht man aus dem Blumen-Gewebe oben auf der Mitte des Turbans einen Busch, wie man aus der beygesetzten Figur sehen kann. Obgleich dieser Kopfschmuck an und vor sich schon schwer genug ist; so hat man dennoch unter dem Turban noch eine Mütze von baumwollenen gesteppten Tuch. Ohne Zweifel liegt in dem Klima von Persien der Grund, warum man den Kopf so wohl verwahrt; denn man kann überhaupt sagen, daß alle Gewohnheiten ursprünglich einen guten und nöthigen Grund haben. Unhaltende Gebräuche und Gewohnheiten sind nicht immer Folgen der Thorheit und des Eigensinnes. Das Klima ist ohnefehlbar, wo nicht die einzige, dennoch wichtigste Ursache von allen den besondern Erscheinungen, die man in den Sitten der Völker antrifft. In Persien



sien vermehrt man, überhaupt zu reden, den Magen stärker, als den Rücken; in Indien findet man gerade das Gegentheil. Hier ist man besonders darauf bedacht, den Nacken wohl zu bedecken.

Die Zeuge, aus welchen die Perser ihre Kleider verfertigen, sind Seide und Baumwolle. Die Hemden und Hosen sind von Seidenzeug. Die Westen und lange Röcke sind mit groben Tuch gefüttert, und mit Baumwolle ausgestopft, damit sie desto wärmer seyn möchten. Das Futtertuch muß deswegen grob und dünn geschlagen seyn, damit die Baumwolle desto fester anliege.

Weber in Persien, noch sonst in dem ganzen Orient, trägt man schwarze Kleider. Die schwarze Farbe ist ihnen so verhaßt, daß sie solche ohne Abscheu nicht ansehen können. Sie nennen sie nur inögemein die Farbe des Teufels. Zu ihren Kleidern brauchen sie, in einem jeden Alter, ohne Unterschied alle Farben, und es ist ein sehr angenehmer Anblick, wenn man in grossen Versammlungen, oder auf öffentlichen Plätzen, eine so bunte



bunte Menge von Leuten sieht, die alle Arten von Farben unter einander gemischt tragen.

Die Morgenländer haben in der Manier, ihren Bart wachsen zu lassen, verschiedene Moden. Die Perser halten die Haare am Kien und im Gesicht sehr kurz, so daß nur die Haut damit bedekt ist; allein ihre Geistlichen, und diejenigen, die den Schein einer besondern Andacht haben wollen, lassen ihn so lange wachsen, als es möglich ist. Der Maasstab von der Länge ihres Bartes ist dieses: sie ergreifen mit der Hand das Kien; was von dem Bart über die Hand herausgeht, schneiden sie ab. Kriegerleute aber, und alte Cavalier, tragen keinen andern Bart, als einen grossen Knebelbart, den sie auf beyden Seiten so lang wachsen lassen, daß sie ihn hinter die Ohren stecken können; das Uebrige vom Gesicht bescheeren sie. Ubas, der Grosse, pflegte den Knebelbart die Zierde des Gesichtes zu nennen, und gab seinen Soldaten mehr oder weniger Sold, nachdem ihr Knebelbart länger oder kürzer war. Die Perser halten die langen Bärte der Türken



für etwas abscheuliches, und nennen sie Besen des heimlichen Gemachs. Dieses ist die Art der persischen Kleidung, und man sagt, daß es noch die nemliche sey, welche Cyrus bey den alten Persern eingeführt habe, die in einem langen Kleide und einem Turban bestund.

Die Kleidung der Weibspersonen ist von der Mannspersonen ihrer in wenig Stücken unterschieden. Auch diese haben Heinkleider auf dem bloßen Leibe, die ihnen bis auf die Knöchel herabhängen; sie sind aber enger, dichter und länger, als bey den Mannspersonen, weil die Weiber keine Strümpfe tragen. An den Füßen haben sie eine Art von Halbstiefeln, die ihnen bis über die Knöchel gehen, und entweder von genehther Arbeit, oder aus Seidenzeug gemacht sind. Das Hemd, welches sie im Persischen Camis heißen, steht vorne bis an den Nabel offen. Ihre Westen sind länger, als der Mannspersonen ihre, und hängen ihnen bis auf die Fersen herunter. Der Gürtel, den sie tragen, ist sehr fein, und nur einen Zoll breit. Den Kopf haben



haben sie wohl verwahrt, und tragen darüber einen Schleier, der ihnen bis auf die Schultern herabhängt, wodurch der Hals und Busen bedeckt ist. Wenn sie ausgehen, so hängen sie einen grossen weissen Schleier über, der von dem Kopf bis auf die Füsse hängt, und das Gesicht und den ganzen Leib bedeckt; an einigen Orten lassen sie weiter nichts als die Augen frey. Das Frauenzimmer hat überhaupt vier Schleier; zwey tragen sie, wenn sie zu Hause sind, und über dieses noch zwey andere, wenn sie ausgehen. Der erste hängt ihnen über den Kopf, und geht hinterwärts zur Zierde über den Rücken. Der zweyte geht unter dem Kien zusammen, und bedeckt den Busen. Der dritte ist der grosse weisse Schleier, womit sie den ganzen Leib bedecken. Und der vierdte hängt in Form eines Halstruches über das Gesicht, und ist neben an den Schläfen befestigt. Dieses Tuch, so ihnen über das Gesicht hängt, ist in der Gegend der Augen wie Flor oder Spizzen, damit man hindurchsehen kann. Die Armenier haben sogar zu Haus den untern Theil des Gesichts bis über die Nase bedeckt, wenn sie verheyrahet sind, so daß sogar



sogar ihre nächsten Verwandten, und die  
 Priester, die Erlaubnis haben, Besuche bey  
 ihnen abzustatten, weiter nichts als nur  
 einen Theil des Gesichtes von ihnen sehen  
 können. Ledige Frauenzimmer aber tragen  
 diesen Schleier nur bis an den Mund, so  
 daß man noch so viel von dem Gesicht sehen  
 kann, um von ihrer Schönheit zu urtheilen,  
 und andern eine Beschreibung davon zu ma-  
 chen. Die Bedeckung der Frauenzimmer  
 mit einem Schleier ist zwar eine sehr alte  
 Gewohnheit, wovon man bey den Ge-  
 schichtschreibern hinlänglich Nachricht findet;  
 allein, man kann nicht genau bestimmen,  
 was der eigentliche Ursprung und Quelle  
 dieser Gewohnheit sey, ob sich die Weiber  
 aus Schamhaftigkeit, oder eiller Ehre,  
 oder Stolz, ursprünglich derselben bedient  
 haben, oder ob die Eifersucht der Männer  
 Gelegenheit dazu gegeben habe. In Per-  
 sien tragen weder Manns- noch Weibspers-  
 onen Handschuhe; man weiß im ganzen  
 Orient nicht, was dieses sey.

Der Kopfsuz der Frauenzimmer ist ganz  
 einfach. Sie binden die Haare hinten  
 am Kopf zusammen, und flechten sie in  
 Zöpfe.



**Zöpfe.** Die Schönheit davon bestehet darinnen, daß die Zöpfe dick sind und bis auf die Fersen herabhängen; ist das natürliche Haar nicht lang genug, so verlängern sie es durch Kunst, indem sie Zöpfe von Seiden daran binden. Die Spitzen der Zöpfe besetzen sie mit Perlen, Edelsteinen, und andern goldenen oder silbernen Geschmeide. Unter dem Schleier haben sie nichts auf dem Kopf, als ein in Form eines Triangels ausgeschnittenes Stirnband; die Spitze davon ist über den Kopf gezogen, um den Scheitel zu bedecken, und ist über der Stirn mit einem schmalen Band befestigt. Diese Bürde hat man von allerhand Farben, sie ist sehr zart und leicht. Das Band aber ist gestift, oder mit Steinen besetzt, nach dem Stand und der Beschaffenheit der Personen, die es tragen. Dieses scheint die Tiara, oder das Diadem der alten Könige von Persien, zu seyn. Nur allein verheyrathete Frauenzimmer tragen sie, und daran erkennt man, daß sie eine Macht auf dem Haupte haben. Ledige Frauenzimmer tragen anstatt der Stirnbinden kleine Hauben. Wenn diese zu Hauße sind, so tragen sie auch keine Schleier.



Schleier, sondern lassen zwey Zöpfe von ihren Haaren über die Backen herabhängen. Ledige Frauenzimmer von Stand haben an ihren Hauben eine Schnur Perlen. In Persien schließt man die Mädchen vor dem sechsten oder siebenten Jahre nicht ein, sondern sie haben bis auf diese Zeit die Erlaubnis, mit ihren Vätern auszugehen und sich von jedermann sehen zu lassen. Ich habe Mädchen von einer bewundernswürdigen Schönheit gesehen. Man kann nichts schöner sehen, als den Hals und die Brust der persischen Mädchen. Auch vermöge ihrer Kleidungsart kann man den Wuchs derselben besser beobachten, als bey unsern Frauenzimmern.

Die schwarzen Haare werden von den Persern am meisten geschätzt, sowol auf dem Kopf und den Augenbranen, als auch am Bart. Augenbranen hält man besonders für schön, wenn sie groß und dick sind, so daß sie in der Mitte zusammen stossen. Die arabischen Frauenzimmer haben von dieser Art die schönsten Augenbranen. Hat eine unter den Persianerinnen Augenbranen von anderer als schwarzer Farbe,

Farbe, so färben sie sie so, daß sie zugleich grösser scheinen. Sie machen sich auch ein wenig unter den Augenbranen schwarze Schönflecken, nicht so gros als der Nagel am kleinen Finger, desgleichen auch eines von Violetfarbe in dem Grübchen am Kien. Das letztere vergeht niemals, weil es eingegraben ist. Sie reiben sich auch die Hände und Füße mit jener gelblichten Pomade, die man Hanna nennt, damit sie die Haut für dem Aufspringen verwahren. Unter dem Frauenzimmer wird die kleine Statur der grössern vorgezogen.

Der Puz des persianischen Frauenzimmers ist sehr verschieden. Auf dem Kopf tragen sie Nigretten von Steinen, die an dem Stirnband befestigt sind. Sind sie nicht sehr reich, so tragen sie anstatt der Bouquets von Steinen, Blumensträuße. Sie tragen sogar zuweilen Edelgesteine auf einem Band zwischen den Augenbranen; sie befestigen eine Schnur Perlen unter den Ohren, welche unter dem Kien hergeht. In einigen Provinzen tragen die Frauenzimmer auch Ringe an dem linken Nasenloch, welche,  
wie



wie bey uns die Ohrenringe, herabhängen. Dieser Ring ist sehr dünne, aber doch so weit, daß man den Mittelfinger hinein stecken kann; unten daran hängen zwey runde Perlen mit einem runden Rubin. Weiber, welche Slavinnen sind, ingleichen auch ihre Töchter, tragen dergleichen Ringe, welche in einigen Provinzen so groß sind, daß man den Daumen durchstecken kann; aber zu Ispahan durchstechen sich die eingebornen Persianerinnen die Nasen nicht. In Caramanien machen es die Weibspersonen noch ärger. Sie lassen sich die Nase oben durchstechen, und tragen einen Ring in derselben, an welchem sie ein Gehäng von Steinen tragen, welches die eine ganze Seite der Nase ganz bedekt. Ich habe dergleichen zu Lar, der Hauptstadt dieser Provinz, und zu Ormus sehr viele gesehen. Ausser den Juwelen, welche die Persianerinnen am Kopf tragen, tragen sie auch zwey bis drey Finger breite Armbänder, die damit rings herum besetzt sind. Standspersonen tragen anstatt der Juwelen Perlen. Junge Mädchen haben gemeinlich nur goldene dünne Bleche um die Arme, so dick wie die Schürriemen, welche an dem Ort, wo sie

sie

ſie zuſammenehen, mit Steinen beſetzt ſind. Einige tragen auch eine Art von Schellen, welches aber nicht ſo gemein iſt. Anſtatt der Halsbänder tragen ſie goldene Ketten, oder Schnüre von Perlen, die von dem Hals bis an den Buſen herabhängen, an welchen unten eine Balsambüchſe hängt. Dieſe letztern ſind oft einer Hand groß. Die gemeinſten ſind von Gold, die andern aber ſind mit Edelſteinen beſetzt. Sie ſind durchbrochen und mit einer ſtark riechenden Kompoſition aus Moſchus und Ambra angefüllt. In Orient lebt man gleichſam von Wohlgerüchen wieder auf, anſtatt daß ſie uns in unſern kalten Gegenden beſchwerlich ſind. An keinem Ort in der Welt tragen die Frauenzimmer ſo viele Ringe, als in Perſien, ſo daß man im eigentlichen Verſtand ſagen kann, daß ihre Finger damit beſtändig ſind.

Die perſiſche Kleidung iſt zwar an ſich betrachtet ſehr wohlfeil; indessen iſt kein Land in der Welt, worinnen der Stolz und der Kleiderpracht, ſowol von Manns- als Weibepersonen, höher getrieben wird, als in Perſien. Was die Kleidung der

R.u.Perſien. II.Th.      §1      Manns-



Männspersonen anbelangt, so kann man keinen Turban, der nur ein wenig anständig ist, für weniger als funfzig Thaler haben; man hat ihrer, die auf zwölf bis funfzehnhundert Thaler zu stehen kommen: will man sauber gekleidet seyn, so muß man zum wenigsten drey bis vierhundert Livres darauf verwenden. Man kann zwar lange an einem Kleid haben; aber man muß doch mehrere haben, damit man damit abwechseln kann, und insonderheit ist es eine Gewohnheit in Persien, daß jederman am Neuenjahrstage, und an dem Hochzeitstage der nächsten Verwandten, neu gekleidet erscheine. Die langen Kleider kann man wohlfeil haben, für zwanzig bis fünf und zwanzig Thaler kann man schon ein schönes haben; allein das Kostbarste dabey ist, daß man alle Tage damit wechseln muß. Standespersonen tragen niemals eine solche Robe zwey Tage hintereinander, und wenn der geringste Tropfe, oder was es auch ist, darauf fällt, so ist das Kleid verdorben, und man muß augenblicklich ein anderes anziehen. Die Gürtel sind auch sehr theuer. Man legt deren insgemein zwey an; der eine ist von Brocad, und kostet



kostet von zwanzig bis hundert Thaler; der andere ist von Cameelhaar, den sie über jenen tragen: die Arbeit an diesem ist so fein, daß er brynabe eben so viel kostet. Will man Marterpelze tragen, so kann man kein Oberkleid für weniger als dreytausend Livres haben, und will man es recht schön haben, so muß man doppelt so viel dafür bezahlen. Oft geht auf ein neues Kleid eine ganze Jahrbesoldung. Dieser übertriebene Pracht ist auch die Ursache ihres Verderbens: denn obgleich die Kleider sehr dauerhaft sind, so kosten sie dennoch in der ersten Auslage sehr viel. Die Hof- und Kriegsleute tragen ein Schwerdt und einen Dolch an der Seite; Geistliche aber, Gelehrte, Gerichtspersonen, Kaufleute und Künstler, nicht. Die Prinzessinnen vom Königl.ichen Geblüt haben auch das Recht, einen Dolch zu tragen. Anstatt daß man in andern Orten der Verschwendung und dem übertriebenen Pracht Hindernisse in den Weg legt; so sucht man solche in Persien vielmehr zu befördern. Die Perser haben ein gemeines Sprüchwort: „Corbet ba leboš.“ Das ist: Die Ehre richtet sich nach der Kleidung.



Ich komme nun auf die Meubeln und das Hausgeräthe; hierinnen machen die Perser viel weniger Aufwand, als wir in den Abendländern. Der Fußboden ist erstlich mit einem dicken Filz, und oben darüber mit einem oder mehreren schönen Teppichen, nach der Grösse des Zimmers, bedekt. Einige dieser Teppiche sind sechs-  
zig Fuß lang, und zwey Mann sind nicht im Stande solche zu tragen. Ueber diesen Teppich breitet man rings an den Wänden herum kleine Matten, ohngefähr drey Fuß breit, auf welche man allerhand Decken von baumwollenem Zeug legt, welches nicht so dick ist als spanisches Tuch; es ist insgemein mit weißer Seide, oder auch mit Gold, gestift. Diese Decken gehen ohngefähr einen Schuh weit über die Matten. Hinten an die Wand legt man Polster, um sich daran widerzulehnen. Neben auf diese schöne Decken setzen sie silberne Spenkästchen, welche ausser ihrem gewöhnlichen Gebrauch auch noch den Dienst thun, daß sie solche durch ihre Schwere fest halten. Dieses sind so zu reden die Stühle der Morgenländer, worauf sie sich nach ihrer Art setzen. Hat man einmal  
einen



einen Saal auf diese Art ausgerüstet, so ist solches auf Lebenslang; denn diese Kissen sind von Sammet, oder dicken Brocad, und nuzen sich niemals ab, wie diejenigen, die auch in unsern Gegenden persische Zeuge brauchen, aus der Erfahrung wissen, obgleich die Luft bey uns einen viel stärkern Eindruck auf das Verderben der Zeuge macht, als in Persien. Weiter hat man in den Zimmern der Perser keine Meubeln, keine Bette, keine Stühle wie bey uns, keine Spiegel, keine Tische, keine Gueridons, keine Kabinette, keine Schränke, keine Gemähldde. Die Perser sitzen auf ihren Teppichen mit weit mehr Bequemlichkeit, als wir auf unsern Stühlen; ich war so daran gewöhnt, daß ich mich hernach auf keinen Stuhl mehr setzen mochte. Der ganze Unterleib nebst den Beinen ruhet auf den persianischen Sitzzen, da im Gegentheil nach unsrer Art zu sitzen, die Füße immer in einer stehenden Stellung seyn müssen. Ist es kalt, so sitzt man auf diese Art viel wärmer, als bey uns. Dennoch aber ist es nicht zu rathen, daß man sich in unsern Gegenden zu einer solchen Art des Sitzens gewöhnen sollte: denn die Feuchtigkeit unsers Bodens würde den Beinen und Hüften gewislich Nachtheil



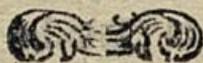
zuziehen, wenn man sich auf denselben setzen wollte. Ich habe oftmal zu Ispahan den Versuch gemacht, und die Erde unter den Filzen, in den Zimmern und an andern Orten, wo sie auf dem bloßen Erdboden lagen, mit meinen Händen befühlt; ich habe aber niemals die Erde feucht, sondern jederzeit äußerst trocken befunden. Wenn wir in Europa auf diese Art den Boden mit Teppichen belegten, so würden solche ehe ein Jahr vergieng, in den meisten Gegenden versaut seyn.

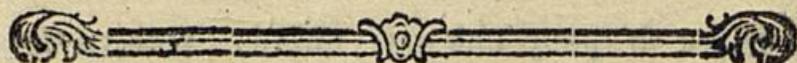
Ihre Betten, worauf sie schlafen, sind eben so einfach, als ihr übriges Hausgeräthe. Sie bestehen in einer Matraze, die man des Abends auf den Boden des Zimmers über den Fußteppich legt; oben drüber deckt man ein Tuch; zum Hauptkissen hat man ein Federbett, und mit einer baumwollenen Decke deckt man sich zu. Die schönsten Matrazen sind von Sammet, und die Decken sind von Seidenbrocad, die zuweilen mit Gold und Silber durchwürkt sind. Des Morgens packt man alles dieses in einen Ueberzug zusammen, und trägt es in die Kleiderkammer; und hierinnen besteht das ganze Bettwerk der Morgenländer. Von Bettstellen, die auf vier Füßen stehen,  
wissen



wissen sie ganz und gar nichts, sondern sie liegen auf die bisher beschriebene Art auf der Erde. Die droffene Luft, die sie in Persien haben, macht, daß sie keine Bettstellen und Vorhänge nöthig haben, die wir in unsern feuchten Gegenden brauchen. Sie leben unter einem mildern Himmelsstrich, in Vergleichung mit uns, viel glücklicher; sie haben nicht so viele Bedürfnisse wie wir, sie brauchen auch nicht so viele Mühe und Arbeit anzuwenden wie wir, um uns unsere Nothdurft zu verschaffen.

Zur Erleuchtung ihrer Zimmer haben sie keine Lichter, sondern nur Lampen; anstatt des Oels brennen sie weissen Talch, welcher so rein und fein ist, wie Wachs, und nicht den geringsten Geruch macht. Manchmal brennen si. Wachelichter, die aber von einer besondern Art sind; sie mischen Zimmet- oder Nägeleinebl, oder anderes wohlriechendes Gewürz, unter das Wachs, damit die Lichter, wenn sie angezündet werden, einen angenehmen Geruch, wovon die Persier sehr grosse Liebhaber sind, von sich geben.





## XV.

## Von dem Pracht der Perser.

Die Perser suchen in der Menge von Bedienten einen besondern Stat, und halten solche ohne die geringste Noth, bloß zum Pracht. Die Indianer treiben es zwar hierinnen noch weiter, als die Perser; allein zehn Bediente kosten die Indianer nicht so viel, als die Perser drey. Die vornehmen Herrn haben Bediente von aller der Art, wie sie der König hat, und geben ihnen auch eben die Titel. Und durch diese ungeheure Menge von Bedienten gerathen die meisten Häuser der Vornehmen in das Verderben. Sie sind fast alle miteinander verheyrathet; und da ihr Gehalt, er mag so groß seyn als er immer will, nicht hinreichend ist, sie und ihre Familie zu erhalten, so bestehlen und betrügen sie ihre Herrn, wo sie nur können: und diese gerathen dann dadurch ins Verderben, ehe sie sich versehen.

Die Pracht der Perser zeigt sich ferner in Kleidungen, in Juwelen und im Pferdgeschirr. Von dem Kleiderpracht habe ich schon